

Zeitschrift: Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich
Band: 26 (1925-1926)

Artikel: Die Insel Houat
Autor: Forrer, N. / Wirth, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-20943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Insel Houat.

Von N. FORRER und W. WIRTH*).

Wenn der Schnellzug die südlichen Randhöhen des Seinetales bei Versailles erstiegen hat, beschleunigt er seinen Lauf durch die einförmigen Weizenböden des westlichen Pariser Beckens. Erst zwischen Chartres und Le Mans kommt Leben in die Landschaft: Statt der baumlosen Felder buschige, wiesengrüne Tälchen; statt der geschlossenen Siedlungen um tiefgegrabene Zisternen freundliche, von Lebhägen begrenzte Einzelhöfe. Es geht der feuchten Bretagne entgegen. Hinter Le Mans tritt der Zug aus dem Pariser Becken ins armorikanische Massiv, das außer der alten Armorika, d. i. Bretagne, noch die Vendée, Teile des Anjou, des Maine und der westlichen Normandie, sowie die Halbinsel Cotentin umfaßt. Geologisch betrachtet stellt das Gebiet den zu einer Fastebene abgetragenen Überrest eines alten Faltengebirges dar, das zum herzynischen System gehörte. Da das Faltenland — mit einziger Ausnahme des Tertiärbeckens von Rennes — seit Ende des Paläozoikums nicht mehr überflutet wurde, blieb es den zerstörenden Kräften der Luft, des fließenden Wassers und der Brandung ausgesetzt, und wurde bis auf die Faltenwurzeln erniedrigt, die nun als harte quarzitische oder Sandsteinrippen die Bretagne fächerartig von NW nach SE durchziehen und in den Monts d'Arrée eine Höhe von nur 391 m erreichen. In die schieferigen Zwischenräume sind Täler, Mulden und Becken eingesenkt. Am besten belegen die bretonischen Flüsse die besondern morphologischen Verhältnisse der Landschaft, da sie bald subsequent, bald konsequent, d. h. in Längs- und Quertälern, in knieartigem Lauf dem Meer zustreben. Südlich der Hauptstadt Rennes durchströmt die Vilaine in ausgeglichenem Gefälle ein System solcher Rippen und Becken. Auf den Rippen breitet sich mit magern Föhrenbeständen die Heide aus; in den windgeschützten Schieferbecken wächst Getreide, Obst und Gemüse, und liegen die Siedlungen.

*) Im Sommer 1926 bereisten die beiden Verfasser während vier Wochen die Bretagne und Normandie, und verbrachten erstmals einige Tage auf der südbretonischen Insel Houat. Angezogen von der seltsamen Ursprünglichkeit des Eilandes, begaben sie sich in den Herbstferien nochmals nach Houat, um Land und Leute der Insel einem eingehenderen Studium zu unterziehen.

Nicht minder eigenartig sind die Küstenverhältnisse. Das Meer dringt in langgezogenen Golfen meist stundenweit ins Landesinnere und schafft so günstige Bedingungen für die Anlage von Häfen. Am Endpunkt dieser „rivières“, von der Flut eben noch erreichbar, liegen die Umschlagshäfen: Vannes, Auray, Lorient, Quimper. Abgesehen von den salzig riechenden Schlammflächen, *vasières*, die zur Ebbezeit bloßliegen, erinnern die Rivières auffallend an die Talseen unseres Mittellandes. Sie gelten als Folgeerscheinung einer rezenten Absenkung, welche die ganze bretonische Küste betroffen hat. Die bretonische Rivière entspricht morphologisch der galizischen „ria“; hier wie dort erstrecken sich Riasküsten. Mehrere megalithische Denkmäler, so auch der Dolmen von Kerroyal an einem Seitenarm der Rivière d'Auray, stehen heute in den Schlammgürteln*). Ihr Fuß wird zur Zeit der höchsten Flut vom Meerwasser bespült. Als einstige Grabkammern müssen sie aber auf Festland gestanden haben, und können nur durch Landsenkung, und zwar nach relativ kurzer Zeit, in die heutige Lage geraten sein.

Nicht nur Flußtäler, sondern auch größere Becken, wie das Morbihan, fielen der Überflutung anheim. Aus dem Mor-Bihan, d. i. Kleines Meer, ragen nach dem Volkswort mehr Inseln heraus, als das Jahr Tage zählt. Vielfach stellen sie Bruchstücke von Quarzitrippen oder Sandsteinrücken dar. Außerhalb der Meerenge von Port-Navalo zieht sich gegen Belle-Ile-en-Mer hin das Morbras, d. i. Großes Meer: La Grande Baie der Sardinenfischer. Dieser Meeresteil findet nach außen seine Begrenzung durch einen Inselbogen, der von der Halbinsel Le Croisic bei Saint-Nazaire über die Leuchtturmklippe von Le Four, die Inseln Hœdic, Houat und deren Klippenreihen bis zur Halbinsel Quiberon reicht. Die Inseln mit ihren Klippenschwärmen gelten als Bruchstücke einer untergetauchten Rippe. Das Morbras kann dann gleich dem Morbihan nur ein eingetauchtes Becken sein.

Während einerseits die bretonische Küste vor dem Meere zurückwich, hat sie andererseits auch Land gewonnen. Dieser Umstand ist besonders der mäßigen Amplitude der südbretonischen Gezeiten zu verdanken. Mit nur 5 bis 6 m Unterschied zwischen tiefstem Ebbe- und höchstem Flutstand bleiben sie weit hinter der Amplitude von Cancale (15,40 m bei höchsten Fluten) an der nordbretonischen Küste zurück. Dadurch gelingt es den Küstenströmungen, die von den Mündungstrichtern der Vilaine und Loire hergeschleppten tertiären Kalksande an der Küste bis gegen Quimper anzulagern. Außer Le Croisic bei Saint-Nazaire ist auch die Insel Quiberon durch eine stellenweise nur 50 m breite Nehrung mit dem Festland verbunden worden. Die Eisenbahn benützt diesen Landstreifen, der auf gelblichen Dünen Wäldchen von *Pinus maritima* trägt, um das windgefegte Quiberon zu erreichen. Welcher Gegensatz zwischen der sattgrünen Bocage-

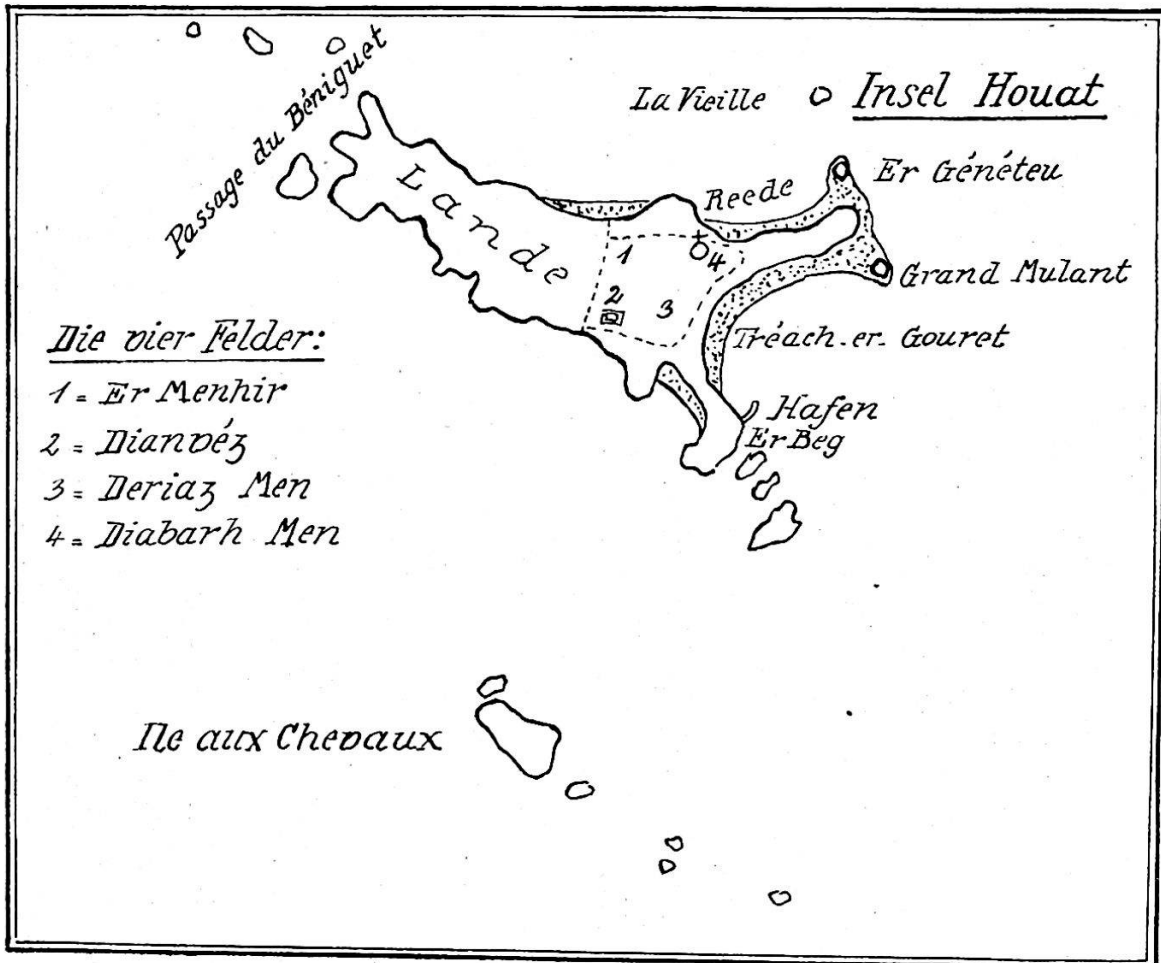
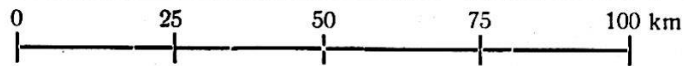
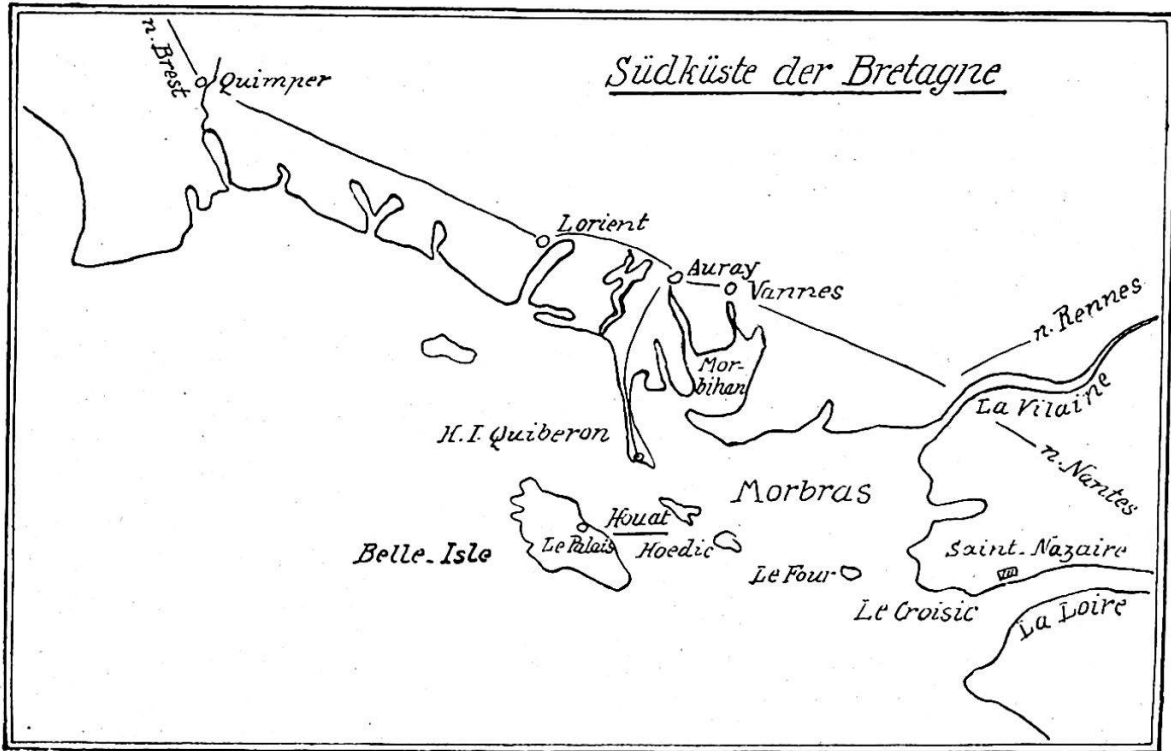
*) Siehe Lit. 6, S. 187.

Landschaft der obern Vilaine und den grauen Böden von Quiberon, wo auf magerer kristalliner Unterlage Bäume nur noch im Windschatten wachsen, wo die durch eine Unzahl von Trockenmauern schachbrettartig zerteilten Weiden dem Vieh eine magere Grasnarbe bieten!

Am Hafen Port Maria liegt ein kleiner Frachtdampfer, der im Sommer in zwei Kursen pro Tag den Verkehr mit Belle-Ile aufrechterhält. Für uns muß ein nur 15 m langer Kutter genügen, der Dienstags, Donnerstags und Samstags als sogenannter Courier, Botenschiff, den weit bescheideneren Verkehr zwischen den Inseln Houat, Hœdic und dem Festland, der „grande terre“, besorgt. Im Schutze der wuchtigen Hafenmauer bergen drei stämmige Schiffeleute von Houat (Taf. VI A) im Rumpf des „Angélus“ alle jene Gegenstände, die die Insel entbehrt: Fleisch, Sardinen, Mehl und Wein; Kleider, Holzschuhe und Bettzeug; Haushaltungsgegenstände; Ackerbau- und Fischereigeräte; Holz und Kohlen; Sämereien und Steckkartoffeln; endlich den für die Fischerei so wichtigen Köder. Leere Hummern- und Krabbenkörbe, deren Inhalt als einziger Ausfuhrgegenstand von Houat bereits nach Nantes und Paris rollt, gehen nach der Insel zurück. Auf offenem Deck nehmen die wenigen Fahrgäste zwischen Kisten und Kasten Platz.

Endlich werden die Schiffstau eingezogen, und der „Angélus“ bewegt sich gemächlich dem Hafenausgang zu. Dort bläht ein frischer West das kupferrote Hauptsegel. Der Kutter neigt sich nach Ost und beginnt in scharfer Fahrt, das kleine Rettungsboot im Kielwasser schleppend, die Wellen zu durchschneiden. Der Motor braucht nicht zu arbeiten, denn das Boot legt bei gutem Wind die 18 km in 1½ Stunden glatt zurück.

Am SE- und S-Horizont lagern mit tafeligen Silhouetten in bläulichem Dunst die Inseln Houat und Belle-Ile. Nirgends kommt das Wesen der armorikanischen Pénéplaine besser zur Geltung als beim Anblick dieser Plateauinseln. Dann aber bleibt das Auge staunend an den Riffen haften, an denen sich die Brandungswellen brechen. Zur linken erscheint beim Wrack des gestrandeten Kreuzers „France“ der weiße Leuchtturm „La Teignouse“. Die roten Feuer der Türme La Teignouse, Le Four und Le Palais, im Verein mit den weißen Blinkfeuern am E- und W-Ende von Belle-Ile, gewähren allnachts ein ergreifendes Schauspiel. Rechts nähert sich die „Chaussée du Béniguet“, ein in armorikanischem Streichen verlaufender, aufgelöster Inselschwarm. Hinter den grotesk geformten dunkeln Eilanden, die hier und dort Rasenteppiche tragen, steigen über wuchtig gehobenen Wassermassen Gischtgarben empor. Gleich den Schärenschwärmen Norwegens fällt dieser Inselreihe die Rolle eines natürlichen Wellenbrechers zu. Bei Ostwind hätten wir den Kurs westlich der Klippenreihe genommen. Die Fahrt von Quiberon nach Houat birgt bei Sturm weit mehr Gefahren als diejenige über den Coureau nach Belle-Ile. Im Winter 1925 auf 26 blieb einmal der Verkehr zwischen Houat und dem Festland während 12 Tagen eingestellt.



1. Die natürlichen Verhältnisse.

Das Felsgestell der Insel Houat ragt rund 20 m über den Meeresspiegel empor. Über der rötlich schimmernden, vielbuchtigen Kliffküste breitet sich in der E-Hälfte ein Rasenteppich, im W Ginsterheide aus. Das Auge haftet unwillkürlich an einer grauen Häuserzeile, hinter der als Wahrzeichen der Insel der spitze Helm des Kirchturms aufsteigt.

Der Hafen liegt weit ab im SE der Insel. Um Zeit zu sparen, fährt das Botenschiff bei ruhiger See die an der NE-Küste gelegene Reede an. Mittels einer kurzen Treppe steigt man in das mitgeführte Ruderboot, *canot*, das die Fahrgäste an den Fuß der Falaise bringt. Wer es verschmährt, sich auf dem breiten Rücken des Schiffsknechtes vollends aufs Trockene tragen zu lassen, patscht auf den nächsten Uferfelsen und gewinnt auf steilem Zickzackweg das Hochbord der Insel. Bei hohem Wellengang umfährt das Botenschiff die Inselklötze „Er Généteu“ und „Grand Mulant“ in weitem Bogen, da sie bei tiefster Ebbe landfest mit der Insel verbunden sind. Die ganze E-Küste wird von einem geradezu idealen Badestrand, „Tréach-er-Gouret“, eingenommen, der sich in Sichelform eine halbe Stunde weit von N nach S erstreckt, und bei mittlerer Ebbe eine Breite von 70 m aufweist. Bei tiefster Ebbe verbindet gar ein Sandstreifen von 200 m Breite den „Grand Mulant“ mit dem Felskopf „Er Beg“. Der gelbliche Sand enthält neben den zu Staub gewordenen Trümmern anstehender Granite zahllose, mit Kalk verkrustete Gesteinsbrocken. Kalkig sind die von der Küstenströmung herangeführten Sinkstoffe der Vilaine und Loire*).

Die Hafenbucht gewährt guten Ankergrund und Schutz vor den W-Winden. Die auswärtigen Sardinienfischer nächtigen darum hier in ihren Booten. Am S-Ende der Bucht liegt auch der Hafen für die 30 mittlern und 12 kleinern Fischerboote der Inselbewohner. Die in die Bucht vorragende Hafenmauer übernimmt den Schutz gegen den E-Wind. Sie ist das Werk deutscher Kriegsgefangener. Die Quadersteine stammen von einer aufgegebenen Seefestung, die zur Zeit Napoleons III, erbaut wurde, und die heute, ohne je die Feuertaufe bestanden zu haben, den Houatais besten Baustoff liefert. Bei tiefster Ebbe trocknet der Hafen aus. Immerhin leistet er bessere Dienste als der nur von einer Trockenmauer notdürftig umzogene Alte Hafen, wo die Boote schon bei mittlerer Ebbe auf Sand geraten. Dieser dient darum lediglich noch als Reservehafen.

Nach W hin verschmälert sich die Insel und bricht nach 4 km Länge beim „Passage du Béniguet“ ab. Den höchsten Punkt, 31 m, nimmt die Seefeste ein. Die im übrigen gleichmäßig verebnete Oberfläche der Insel durchschneidet die schräg südwärts einfallenden Granite in spitzen Winkeln. Einige härtere Rippen ragen am SW-Ende über die Plateau-

*) Siehe Lit. 7, S. 315 f.

fläche hinaus. Im allgemeinen haben die roten, glimmerreichen Granite und Granulite einen hohen Grad der Verwitterung erreicht. Vielfach sind sie in grobkörnigen Grus zerfallen. An der E-Küste überlagert sie feiner Flugsand, ja es treten echte Dünen auf, die einen charakteristischen Flor von Strandnelken, Immortellen, Wilden Zwiebeln, Lilien und Blauen Disteln tragen.

An den Kliffen, *falaises*, arbeitet ohne Unterlaß das Meer im Bestreben, die Küste auszugleichen. Es trachtet einerseits die Landspitzen, *pointes*, niederzureißen und füllt andererseits die Bogenbuchten, *anses*, mit Sand aus. An den relativ ruhigen E- und N-Küsten (Taf. I A) haben sich Schwemmlandstreifen herausgebildet. Auf die flachen Sandrampen wirft die Flut den Meertang, *goémon*, der für die Insel von hoher wirtschaftlicher Bedeutung ist.

An der stürmischen SW-Küste, *côte sauvage*, herrschen wild zerrissene Küstenformen vor (Taf. I B). Wo besondere Klüftung des Granitgesteins dazu Hand bietet, dringt das Salzwasser, mechanisch und chemisch zerstörend, in Kluftspalten ein. Unter schwuppendem Geräusch eilen die gepeitschten Wasser in die nur 1 m breiten Grotten. Oft gelingt es ihnen, die Decke im Hintergrunde durchzuschlagen, bevor noch die meerwärts gelegene Partie eingestürzt ist. Immer birgt das Grottenende neben Sanden faustgroße Gerölle, die gleich Geschossen das Zerstörungswerk beschleunigen. Bei Steilstellung der Granite zerschlitzt das Meer die Küste, trennt die Platten vom Inselkörper ab, läßt sie zu Nadeln werden und bricht schließlich auch diese nieder, so daß nur noch schäumende Stellen den alten Inselrand verraten. Nur wo lange Vorsprünge die Bucht zu schützen vermögen, bilden sich an dieser Küste Sandstreifen. Die Bucht gegenüber „Tréach-er-Gouret“ bietet dann bei E-Wind den Fischern Schutz. Je nach Windverhältnissen laufen die Fischer, welche vor Houat die Nacht verbringen wollen, bald diese, bald jene Bucht an.

2. Der Landbau.

Der Bewohner der Insel Houat ist Fischer und Bauer in einer Person, d. h. es gibt keinen Fischer auf Houat, der nicht zugleich etwas Land besäße. Der Landbau vermag einen Teil der für den Lebensunterhalt nötigen Nahrungsstoffe zu liefern. Der Fischereiertrag hingegen wird zu Geld gemacht, und daraus auf dem Kontinent erhandelt, was der Insel fehlt.

Schon vor dem Weltkrieg ist das Prinzip der Selbstversorgung aufgegeben worden. Die Prosperität des Fischereigewerbes aber hat dem Brotfruchtbau vollends Abbruch getan.

Von der Gesamtfläche der Insel, 280 ha, entfallen nach dem über hundert Jahre alten Grundbuch der Gemeinde, das heute noch zu Recht besteht, auf Feld und Siedlung 165 ha, aufs Feld allein weniger als 150 ha, auf unkultiviertes Land volle 115 ha.

Der ganze W-Teil der Insel ist von der Heide, *lande*, eingenommen, d. h. von ausgedehnten Flächen, die nur Stechginster, *Ulex europaeus*, Besenginster, *Sarothamnus scoparius*, und Brombeersträucher tragen. Der Stechginster bildet an der „côte sauvage“ Polster von nur wenigen dm Durchmesser und Höhe. An der windgeschützten Nordseite erreicht er aber 3 m Höhe (Taf. II A). Seine leuchtend gelben Schmetterlingsblüten, die in Anbetracht des milden Herbstes zu Tausenden die Büsche übersäten, dienen im Frühling zum Färben der Ostereier.

Wohl ließe sich mit vieler Mühe die Ginsterheide in Kulturland verwandeln; der Houatais unterläßt dies jedoch, da die Erhaltung der „lande“ für ihn von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist. Auf der baumlosen Insel liefert sie ihm sein wichtigstes Brennmaterial. Die Heide ist darum wohlgehüteter Privatbesitz. Jede Familie hat daran Anteil und schneidet im Herbst ihren Winterbedarf nieder, den die Frauen und Mädchen auf hochrädigen Karriolen zum Dorfe führen. Dort wird er am W-Rand zu Haufen aufgeschichtet, deren wir vergangenen Herbst nicht weniger als 50 zählten (Taf. V B). Als Brennstoff dienen dem Bewohner auch der Meertang und Kuhfladen, *bouses de vache*. Vermischt mit Meertangstreue werden diese an Stallwänden, Feldmauern und auf Dächern zum Trocknen ausgelegt und können als Gegenstück zu den Schafmistplatten gelten, die unsere Jufer-Bauern an den Gadenwänden trocknen (Taf. III A). Der Ginster brennt mit hellem Schein, der Kuhfladen hält das Feuer aus. Da baumförmige Vegetation fehlt, muß alles Holz, und wäre es nur ein Peitschenstiel, von auswärts bezogen werden. Selbst der Bellföis, dem sonst baumförmige Vegetation nicht völlig unbekannt ist, huldigt dem Spruch:

Quand on a besoin d'un manche de fouet,
il faut aller à la foire d'Auray*).

Die Felder liegen im E-Teil der Insel rings um das Dorf gruppiert. Der Houatais pflanzt heute vornehmlich: Kartoffeln, und als Viehfutter Wicken und einen hochstengeligen Kohl, *chou de vache*, der für die Bretagne bezeichnend ist. Auf der ganzen Feldflur sieht man keinen einzigen Getreideacker mehr. Nach Aussage der Leute hat der Getreidebau bereits vor dem Weltkrieg nachgelassen. Aus diesem Grund mußten die Inselleute bei Kriegsausbruch volle 27 Tage des Brotes entbehren. Die durch den Krieg geschaffene Zwangslage ließ zwar den Brotfruchtbau noch einmal aufflackern; dann aber erlosch er beim Anziehen der Preise für Fische und Krustentiere um so rascher. Noch erheben sich im S und E des Dorfes die Ruinen der beiden Windmühlen, *moulins banaux*, wo einst selbstgezogenes und auch zugekauftes Getreide gemahlen wurde. Im W des Dorfes stand bis zum heurigen Frühjahr der Gemeindebackofen, *four banal*, wo die Familien in bestimmter Kehrordnung ihr eigenes Brot buken. Heute versieht ein aus Vannes zugezogener Bäcker die ganze Insel mit Brot, das er aus Mehl von Auray bereitet.

*) Siehe Lit. 2, S. 341.

Kohl, Karotten, Zwiebeln und Tomaten werden in geringen Mengen in den sonnigen Gärtchen gezogen, die auf der S-Seite den Häuserzeilen folgen. Mit Stecken und Stacheldraht vor dem Weidevieh notdürftig bewahrte Gemüsegärten finden sich auch in dem windgeschützten Tal, das sich südlich des Dorfes zur Hafenbucht hinunterzieht. An dieser bevorzugten Lage breitet sich auch der pfarrherrliche Obstgarten aus, der von einer 2 m hohen, halbzerfallenen Mauer umgeben ist, und wenige Birn- und Apfelbäume in verwahrlostem Zustande birgt. Die beiden einzigen wirklich hochstämmigen Bäume der Insel, zwei Ulmen, stehen im Hausgarten des Pfarrers. Als deutliche Zeugen des wintermilden Klimas treffen wir ferner Eukalyptus- und Feigenbaum. Feigenbäumchen und Tamarisken sieht man da und dort in Gärten, und an der sonnbeschienenen Hauswand klettert oftmals ein Rebstock empor.

Mit dem Verschwinden des Getreides von der Feldflur hat der Grasbau an Bedeutung gewonnen. Ardouin-Dumazet berichtet in seinem Reisewerk „Voyage en France“ aus dem Jahr 1895, daß der kleine Viehstand des Dorfes — etwas über 100 Rinder — des Futtermangels wegen in manchen Wintern nur mit größter Mühe durchzubringen sei *). Als Winterfutter verwendete man damals in erster Linie das auf den umliegenden kleinen Inseln, besonders der Ile-aux-Chevaux, eingesammelte Heu. Obwohl heute bei dreifachem Rinderbestand fremdes Heu nicht mehr herangezogen wird, genügt das vorhandene Futter dennoch vollauf. Früher standen eben dem Weidgang der Rinder nur die Randzonen der Insel zur Verfügung, während heute die Weidegelegenheiten und Heuplätze weit zahlreicher sind.

Der Boden der Insel eignet sich infolge seiner starken Sandbeimengung besonders für den Anbau von Kartoffeln. Das milde Klima erlaubt das Stecken derselben oft schon im Februar, spätestens aber im März; die Ernte beginnt anfangs August. Die milden Winter sind auch der Grund der langen Weidezeit und des günstigen Umstandes, daß das Vieh in der sonst kalten Jahreszeit oft nachts im Freien bleiben kann. Die heftigen Winde beeinträchtigen allerdings den Pflanzenwuchs. Die Bäume vollends können nur im Schutze hoher Wände fortkommen. Am geschätztesten ist wegen des Windschutzes das Feld in der Talmulde südlich des Dorfes.

Die Bestellung der Felder ist fast ausschließlich Sache der Frauen. Der Mann widmet sich während der Saison ganz der Fischerei. Da nun aber die Frau neben dem kinderreichen Haushalt noch der Feldarbeit obliegen muß, machen die Grundstücke begreiflicherweise einen nicht eben wohlgepflegten Eindruck.

Als Dünger dient ausschließlich der Meertang (Taf. IIB). Er wird im August und September an der Küste gewonnen, da er sich dann vom Meeresgrund ablöst. Man breitet ihn am Strand wie Heu aus, damit der

*) Siehe Lit. 1. S. 15.

niedergehende Regen ihn entsalze. Sobald er trocken ist, schichtet man ihn am W-Rand des Dorfes zu Haufen.

Ein starkes Hindernis für die Entwicklung des Landbaues auf der Insel sind die Besitzerstückelung und die damit verbundene Gemengelage der Grundstücke. Nach dem oben erwähnten Kataster — die Verhältnisse haben sich seither nur wenig geändert — zählt Houat bei einer Einwohnerzahl von 291 Seelen nicht weniger als 4000 Parzellen. Darunter sind solche von nur einem „Sillon“, d. h. einem Landstreifen von 2 Fuß Breite und rund 40 m Länge, oder gar nur einem Viertelssillon. Das Besitztum des Einzelnen beschränkt sich häufig auf ein bis wenige Sillons. Besitztümer von mehr als 10 Sillons sollen selten sein. Der Nachteil dieser weitgehenden Feldzerteilung wirkt heute, wo Flurzwang und gemeinsame Feldbestellung aufgehört haben, doppelt hinderlich. Der Flurplan, der bis vor wenigen Jahren zu Recht bestand, schimmert aber noch durch: Das gesamte Kulturland erscheint in vier Felder eingeteilt, die durch Trockenmauern, *fossés*, gegen einander abgegrenzt sind. Das Fehlen des Getreidebaues macht die Bepflanzung der Felder sehr einfach (Skizze 2, S. 4): „Er Menhir“ (Champ du Menhir) bleibt das ganze Jahr Weide. Die Felder „Dianvéz“ (Champ du Fort) und „Deriaz Men“ (Champ d'en bas) tragen Kartoffeln und Wicken. Auf „Diabarh Men“ (Champ du village) liegen die Gemüsegärten. Nach der Kartoffelernte (1. bis 15. August) dienen „Dianvéz“ und „Deriaz Men“ auch als Weide. Die „Falaises“ oder Randgebiete der östlichen Inselhälfte galten von jeher als Gemeinweide. Auf dieser tummelt sich das schwarz-weiße, nach dem treffenden französischen Ausdruck „elsternfarbene“ Fleckvieh. Die Tiere sind rein gehalten und machen einen guten Eindruck. Sie bleiben stets angepflöckt, sei es zwecks besserer Ausnützung des Weidebodens, sei es, um sie vor dem Verfallen zu bewahren*).

Die Schafe der Insel fallen auf durch ihre Lang- und Dünnbeinigkeit. Alle tragen ein schwarzes Fell mit weißer Schwanzspitze. Schafe wurden bis vor wenigen Jahren auf der Insel nicht geduldet; ihre Anwesenheit ist ein deutliches Zeichen für den landbaulichen Niedergang.

3. Die Fischerei.

Wenn von bretonischer Fischerei die Rede ist, denkt man unwillkürlich an den Sardinengang. In Quiberon gelang es uns, die Fabrik der Firma Amieux frères zu besichtigen, die neben Arbeiterinnen aus der Umgebung auch solche vom weit entfernten Finistère beschäftigt. An den weißen Häubchen erkennt man ihre Heimat. Die „Vannetaises“ tragen flache, vorn zurückgeschlagene Hauben, die „Bigoudenn“ aus der Gegend von Douarnenez

*) Am Tage vor unserer Ankunft war die Kuh des Pfarrers über einen Felsen zu Tode gestürzt. Man entnahm dem Kadaver die besten Fleischstücke und übergab den Rest dem Meere.

hohe Kathedralen. Sobald die Sirene ertönt, eilen die Sardinienmädchen in die Fabrik, um die Fischchen zu köpfen, auszuweiden, in Öl zu kochen und in Büchsen zu verpacken.*)

Vom Hochbord der Insel Houat aus zählten wir an einem dunsterfüllten Morgen auf der Bucht von Quiberon 91 Sardinienboote. Sie messen rund 6 m in die Länge, sind ohne Deck, und führen zwei große, leicht nach rückwärts geneigte Segel. Der Sardinienfischer nimmt mehrere feinmaschige, 30 bis 40 m lange, und 8 bis 10 m tiefe, meerblau gefärbte Netze mit sich, die er an Korkschwimmern ins Meer hängt. Wirft man nun aus dem Begleitboot handvollweise Rogen, d. i. gesalzene Stockfischeier, ins Meer, so zieht dieser den Fisch an. „Le poisson travaille“, wie die Fischer sagen; er spielt um das Netz, stößt gegen die unsichtbar gemachten Maschen, und verfängt sich schließlich mit seinem Kiemenapparat. Die Sardinennetze, die in ihrer Maschenweite stets dem Fischzug, der eben den Fangort passiert, angepaßt sein müssen, und der Rogen kosten ein schönes Stück Geld. Bezahlte man doch 1923 allein ein Faß Rogen zu 120 kg mit 400 Frs. Die Houatais liegen darum dem weniger kostspieligen und dabei lohnenden Fang der Krustentiere ob. Vom Februar bis zum November fangen sie Hummern, Langusten und Krabben, im Winter Crevetten und die fächerförmige Coquille Saint-Jacques (*Pecten Jacobaeus*).

Vor Sonnenaufgang wackeln die Fischer in blauen oder rotbraunen wasserdichten Arbeitskleidern, *suroïts*, dem Hafen zu, in den Fußstapfen des Alten, gleich diesem in klappernden Holzschuhen, der schlaftrunkene Junge. Wenn es das Wetter nur einigermaßen gestattet, fahren sie je nach Bereitschaft einzeln nach den Fangplätzen aus und kehren mittags, oder bei geringerem Erfolg erst abends, zurück. Bei Sturm bleiben sie zu Haus. Die Fischer haben am Vorabend ihre Fangkörbe, *casiers*, bei den Klippen im SE der Insel ins Meer versenkt. Die Krabbenkörbe (Taf. IVA) sind aus Stäben gefertigte Käfige von halbzyklindrischer Form. Ihr flacher Boden ist an den vier Ecken mit Steinen beschwert, deren Gewicht den Korb am Meeresgrunde festhalten soll. Auf der gewölbten Oberseite gewährt ein aus spitz endenden Stäben gebildeter Trichter den Krebsen Einlaß zum fetten Köder. Der Fangkorb wird an einem viele m langen Seil, an dessen freiem Ende ein Korkschwimmer befestigt ist, auf den Meeresboden versenkt. Durch den Schwimmer läßt sich sein Standort jederzeit ermitteln.

Der Hummernkorb (Taf. IVB) unterscheidet sich vom Krabbenkorb durch größere Ausmaße, zylindrische Form und durch das Vorhandensein zweier Eingangstrichter an den Enden der liegenden Walze. Auch der reusenartige Hummernkorb wird durch Steingewichte an den Meeresboden ange-drückt, und ebenfalls an Seilen versenkt. Weder die scherenbewehrten Hummern, noch die mit langen Antennen ausgestatteten Langusten vermögen beim Aufziehen des Korbes rechtzeitig zu entrinnen.

*) siehe Lit. 4, S. 180

Der Fischer leert den Inhalt der aufgezogenen Fangkörbe in bereitgehaltene Versandkörbe, *viviers*, und versenkt den mit Köder frisch gefüllten Korb aufs neue. Man fährt die *Viviers* nach dem Hafen, wo sie bis zum Versand im Meerwasser verbleiben. Da fremde Fischer, die im Hafen nächtigen, nicht selten die Kameraden von Houat um die Früchte ihrer Arbeit bringen, wäre die Errichtung eines soliden, verschließbaren Krebsbehälters, wie sie anderwärts bestehen, eine Notwendigkeit.*)

Hin und wieder gewahrten wir an einer Stallwand im Dorf ein Scharrnetz, *drague*. Dieses Fischereigerät besteht aus einem etwa meterbreiten eisernen Bügel, an dem ein taschenartiges Netz hängt. Es wird im Winter, wenn die Saison für Krustaceen zu Ende ist, von einem Boot gleich einem Rechen auf dem flachen Meeresgrund einhergezogen, und dient dem Fang der *Coquilles Saint-Jacques*.

Ein und dieselben Fischer geben sich nacheinander mit dem Fang von Hummern, Langusten, Krabben, Crevetten und der *Coquilles* ab. Da die Fangplätze, besonders für Langusten und Crevetten, im allgemeinen entfernter liegen, erfordert diese Art Fischerei größere, wettertüchtige Boote.

Stets fischt eine Gruppe von Männern, *équipage*, gemeinsam. Es sind ihrer 4 bis 6 Mann, die 15 bis 20 Jahre lang, oft ihr ganzes Leben hindurch, wirtschaftlich verbunden bleiben. Sie besitzen ein gemeinsames Boot und gemeinsame Fischereigerätschaften. Am Ende des Jahres verteilen sie den Erlös ihrer Fänge. Dabei werden 2 Teile für den Unterhalt des Bootes und 1 Teil für den Ersatz von Geräten beiseite gelegt; was bleibt, fällt den Einzelnen zu gleichen Teilen zu.

Die Erträgnisse der Fischerei werden von Großhändlern, *mar-eyeurs*, auf dem Platze gekauft. In den letzten Jahren ist der Inhaber der Restaurants *Prunier* in Paris Hauptabnehmer für die Krustentiere. Er unterhält im Hafen einen eigenen *Vivier* für mehrere tausend Stück Hummern und Krabben, die er allwöchentlich von den *Equipages* bezieht. Die Tiere werden im Motorboot nach Vannes und im Schnellzug nach Paris befördert. Je nach den Erträgen schwanken die Preise. Ein Korb voll Krabben (ca. 40 bis 60 Stück) kostete vergangenen Herbst 37 Fr. Ein Korb Hummern wurde mit 350 Fr. bezahlt, was auf das kg berechnet 15 Fr. ausmacht. Seit dem Krieg verdient ein Fischer im Jahresmittel 8000 Fr., besonders berufstüchtige Leute können es jedoch auf 12000 Fr. bringen. Gegenüber einem Jahreserlös von ca. 800 Fr. in der Vorkriegszeit bedeutet dies eine beträchtliche Steigerung der Einnahmen**). Das Anziehen der Preise für Krustaceen und andere Meertiere hat denn auch den Getreidebau auf der Insel mit einem Schlag vernichtet, und die Bewohner dem Grasbau und der Fischerei zugeführt. Allein das Fischergewerbe ist voller Launen. Unserer Wirtin, der fürsorglichen, gebildeten Krankenpflegerin, die das kleine Hotel

*) siehe Lit. 3, S. 264

***) Bei ausdrücklicher Berücksichtigung der Entwertung des französischen Frankens: 8000 Fr. = 1200 Friedensfranken.

der Insel führt, verdanken wir eine Reihe wertvoller Aufschlüsse über die Lebensverhältnisse der Bewohner. (Taf. VI. B). Sie, die das Wohl und Wehe des Fischerstandes kennt, versicherte uns, der Hummer werde immer seltener, der Fang der Languste lohne kaum mehr, die Krabben hingegen gehen besser als früher. Die Krisen in der Sardinienfischerei sind hinlänglich bekannt und berühren uns hier nicht.

4. Die Wohnstätten.

Im E der Plateaufläche liegt die einzige Siedlung der Insel. Sie setzt sich zusammen aus wenigen parallelen, von E nach W laufenden Zeilen einstöckiger Häuschen (Taf. V A). Niedrige Bauweise und gestreckte Grundrißentwicklung sind sichtlich bedingt durch die heftigen W-Winde, die namentlich im Winter über die Insel dahinfegen. Von S betrachtet gewährt die Siedlung entschieden den freundlichsten Anblick. Hinter Gemüseгärtchen erhebt sich die anscheinend einheitliche Front der vordersten Häuserzeile. Über die gemeinsame Firstlinie hinaus ragen einzig der gedrungene Kirchturm mit seiner zierlichen Spitze und die neue Bäckerei. Von W erscheint die Siedlung grau und kalt (Taf. V B). Es ist dies dem Umstand zuzuschreiben, daß hier der Blick auf die blinden Giebel der Wetterseite fällt. Am E-Ende beherrschen Kirche, Pfarrhaus und Pfarrgarten mit den beiden hochstämmigen Ulmen das Dorfbild.

Die Häuserzeilen sind weit weniger einheitlich als dies den Anschein hat. Sie brechen mehrfach ab und bilden windgeschützte Straßenplätze. Es sind dies die eigentlichen Werkplätze des Dorfes. Hier wurde früher gedroschen, indem man die Pferde über das ausgebreitete Getreide jagte. „On y faisait danser les chevaux.“ Hier schlachtet im Herbst jede Familie ihr selbstgemästetes Schwein. Hier liegen auch allerhand Brennstoffvorräte. Dagegen hat der neue Pfarrer der Hygiene zuliebe die Verlegung der Düngerhaufen an das W-Ende des Dorfes befohlen.

Als Baumaterial für die Häuser dienen rohe Quadersteine aus Granit, die bei Viehställen meist nur zu Trockenmauern vereinigt sind (Taf. III A), während man sie bei Wohnhäusern mit Lehm verstreicht, und die Außenwände weißt. Die beiden blinden Giebelmauern ragen, um dem Wind jede Angriffskraft zu nehmen, über die Dachkante hinaus. An beiden Firstenden bauen sich breite Kamine auf, von denen aber nur das eine im Gebrauch steht. Als Dachbelag dient mit wenigen Ausnahmen der Schiefer von Angers, den man vom Unternehmer in Auray bezieht. Sind die blau schillernden Schieferplatten schadhaft geworden, so werden sie mit Lehm verstrichen. Die alten, mitunter rostfarbenen vermoosten Dächer gewähren einen malerischen Anblick.

Meist liegen Wohnhaus und Stall nebeneinander. Da die vermehrte Viehhaltung der neuesten Zeit weitere Stallbauten notwendig gemacht

hat, finden sich diese vielfach auch hinter dem Wohnhaus. Die Einteilung des Hauses ist denkbar einfach: Meist betritt man zu ebener Erde einen Raum, der Küche, Wohnstube und Schlafraum alles in einem ist. Durch die obere Hälfte der zweigeteilten Haustür, oder durch ein nicht allzu großes Fenster, dringt Licht ins Innere. Der Fußboden besteht aus festgestampfter Erde, seltener aus Stein, die Zimmerdecke aus Brettern, die durch frei sichtbare Balken gestützt werden. Der Raum ist niedrig gehalten, denn man darf der Stürme wegen die Häuser nicht hoch bauen. Mitten in der W-Wand liegt vertieft der offene Herd, dessen Schlot geradeswegs zum Dache führt. An einer Kette hängt der Kochkessel, bret. *er gotër*, in dem des Abends über tanzendem Ginsterfeuer die herkömmliche Fischsuppe, *la cotriade*, gekocht wird. Im Kamin hängen oft Schweinswürste, oder auch nur die geschätzten Schweinsdärme, *andouilles*, wenn man nicht vorzieht, diese bloß einzusalzen und in einem Topf zu verwahren. In den vier Ecken des Raumes stehen die Betten. Meist können sie offen überblickt werden, seltener entzieht sich eines hinter einem Lattenverschlag neugierigen Blicken*).

In hablichern Häusern trennt ein Flur die Küche durchgehends vom Schlafzimmer. Aber in jeder Behausung führt eine Treppe zum Dachboden empor. Diesem vertraut man zwar nicht mehr das Korn an, wohl aber Vorräte an sonstigen Lebensmitteln, an Futter und Brennstoffen. In bunter Folge lagern hier oben: Kartoffeln, Zwiebeln, Knoblauch, Heu, Holz, auch getrocknete Kuhfladen.

Vergeblich sucht man auf der ganzen Insel, selbst im neuen, kleinen Hotel „Annik“, einen Abort. Erst in jüngster Zeit ist es der Krankenpflegerin der Insel gelungen, in allen Häusern wenigstens die Anschaffung eines Abfuhrkübels durchzusetzen. Trotz den gesundheitlich rückständigen Verhältnissen wollen sich die Bewohner an keine Typhusfälle erinnern.

Für Trinkwasser ist auf Houat reichlich gesorgt. Die Insel verfügt über vier, von Quellen gespiesene Brunnen, die gutes Trinkwasser liefern. Zwei derselben, darunter die Fontaine Saint-Gildas, liegen in schattigen Felsennischen am Hafen, eine am NE-Ende (Taf. III. B) und die vierte, la Fontaine du Salut, auf der S-Seite der Insel. Die Wasserbeschaffung gestaltet sich mühevoll, weil der Quellhorizont 20 m tiefer als die Siedlung, am Fuß der Küstenkliffe, gelegen ist. Das Wasser wird von der Jugend in Waschkrügen hergeholt. Selten mehr bekommt man jene schöngeformten Tonkrüge zu sehen, die von Frauen und Mädchen auf dem Kopf zum Dorfe getragen wurden.

Zwei gemeinsame große, und mehrere private kleine Sodbrunnen sammeln Grundwasser zur Viehtränke und zum Waschen. Der umfangreichste steht im Tälchen südlich des Dorfes (Taf. V A). Er besitzt 4 m Lichtweite und mindestens 8 m Tiefe. Im trockenen Herbst 1926 lag der Wasserspiegel

*) siehe Lit. 5, S. 18.

7 m tief, in nassen Wintern soll er sich aber dem obern Rand der Mauerbrüstung nähern. Die Frauen, die hier waschen, ziehen das Wasser in Eimern empor, und erlangen hierin eine erstaunliche Fertigkeit.

5. Die Bevölkerung.

Von den 291 Bewohnern der Insel sind nur 2 Personen ortsfremd: die Lehrerin an der staatlichen Schule und der „Syndic des gens de mer.“ Dieser verwaltet als Staatsangestellter die Seeangelegenheiten der Insel, *'inscription maritime*. Jeder französische Seemann von 18 bis 50 Jahren kann sich in ein besonderes Register eintragen lassen. Erreicht er das 20. Altersjahr, so hat er auf einem Kriegsschiff oder sonstwo in der Marine des Staates drei Dienstjahre zu absolvieren. Hernach begibt er sich gewöhnlich in seine Heimat, um da als Fischer die vorgeschriebenen 300 Monate (=25 Jahre) Seedienst zu beendigen, und schließlich die Pension in Muße zu genießen. Als Gegenleistung gewährt der Staat den Eingeschriebenen das Alleinrecht auf Küstenschiffahrt und Küstenfischerei.

Die Männer von Houat sind allesamt eingeschriebene Seeleute. In ihrer Anhänglichkeit an die See sind sie echte Bretonen, die der französischen Marine die tüchtigsten Leute stellen. Sie legen zwar ein schwerfälliges und zähflüssiges Wesen an den Tag. Allein sie gelten auch als redliche Leute, auf die man sich verlassen kann. Das Meer führt dem Houatais den Ernst des Lebens täglich vor Augen und lehrt ihn treue Pflichterfüllung und strenge Lebensauffassung.

Dem Ruf des Vaterlandes folgten im Weltkrieg 55 Matrosen, von denen 11 auf dem Feld der Ehre blieben. Es fielen 5 aus dem Geschlecht der Le Gurun, 2 Le Fur, 2 Le Scoharnec, 1 Deschamps und 1 Le Hyaric. In der bretonisch sprechenden Armorica, Bretagne bretonnante, geht gewöhnlich dem Familiennamen der Artikel voraus.

Den Gefallenen wurde bei der Kirche ein schlichtes Denkmal gesetzt. Auf granitem Postament steht, Gewehr bei Fuß, ein „marin“. Schlicht wie das Bildwerk muten auch die Worte an:

Aveit Doué hag aveit Frans.

(Pour Dieu et pour la France)

Die räumliche Abgeschlossenheit der Insel hat im Houatais den Hang zur Einsamkeit vertieft. Die Bewohner der Festlandsküste erscheinen ihm als Fremde. Die „Charte des Iles Bretonnes“*), eine Art theokratischer Verfassung der Inseln Houat und Hoedic, die bis zum Jahr 1877 ihre Gültigkeit hatte, bestimmte, daß ein Mädchen bis zu seinem dreißigsten Altersjahr ohne Erlaubnis des Pfarrers die Insel nicht verlassen dürfe, „autrement elle serait bientôt gâtée“. Solch enge Verhältnisse waren einer ersprißlichen Blutmischung hinderlich und mußten zu Verwandtenehen mit ihren nachteiligen Begleiterscheinungen führen.

*) siehe Lit. 1, S. 34

Die Isoliertheit der Inseln Houat und Hoedic war es auch, die bis auf die neueste Zeit herab politische Zustände fortbestehen ließ, die sonst das Ancien Régime kennzeichneten. Bis zum Jahre 1875 war die öffentliche Gewalt durch den Ortspfarrer, den „recteur“, verkörpert. Dieser war in einer Person: Oberhaupt der Kirche, Gemeindepräsident, Friedensrichter, Syndicus der Seeleute, Steuereinzahler, Bezüger von Zoll und Octroi, Verwalter von Post und Telegraph, Inhaber des einzigen Ladens, der Apotheke und der Herberge, sowie endlich Leiter der Schule.

Als Houat 1881 der Gemeinde „Le Palais“ auf Belle-Ile zugeteilt wurde, bekam es eine Staatsschule, die indes bis heute nur von den Knaben besucht wird. 1892 wurde Houat zur eigenen Gemeinde erhoben und erhielt einen Präsidenten, sowie einen besondern „syndic des gens de mer“. Bis zur Stunde aber sind die Führung des Ladens und der „cantine“ dem „recteur“ verblieben. Dieser ist auch Vorsteher der Mädchenschule, welche gleich dem Laden und der Herberge von Klosterschwestern aus Kermaria bei Vannes betreut wird.

Literatur.

1. **Ardouin-Dumazet.** Voyage en France. 4^{me} Série: Les Iles d'Atlantique. Paris 1914.
 2. **Marcelle M. Bresson.** Belle-Ile-en-Mer. Annales de Géographie. Paris 1924.
 3. **J. M. Chartrou.** La pêche à Quiberon. Annales de Géographie. Paris 1922.
 4. **A. Dazin.** Douarnenez, port de pêche. Annales de Géographie. Paris 1926.
 5. **Le Goffic.** L'âme bretonne. 4^{me} Série. Paris 1924.
 6. **Florian La Porte.** Modification de la côte sud de Bretagne entre Penmarc'h et la Loire. La Géographie. Paris 1916-17.
 7. **Emm. de Martonne.** La Pénéplaine et les côtes bretonnes. Annales de Géographie. Paris 1906.
-

Erläuterungen zu den Bildertafeln*).

Tafel I A. — Schwemmlandbucht im E.

Zwei ausgreifende Landspitzen begünstigen die Auffüllung der Bucht mit feinem Sand. Auf sanftgeböschtem Strand klingt die Brandung in seltsam gezählter Bogenlinie aus. Im Hintergrund der Bucht das tote Kliff. Ankerplatz für ortsfremde Fischer. — Auf den magern, ausgeblasenen Heideböden regellos hingestreute, dunkle Stechginsterpolster. Den höchsten Punkt der Insel nimmt — Bildmitte rechts — die linear umrissene Seefeste ein (S. 6).

— B. — Reich gegliederte Steilküste im S.

Schwemmlandbuchten fehlen. Das durchlöchernte Gestein bietet den Krustentieren willkommene Schlupfwinkel. An Riffen und Kliffen liegen darum die Fangplätze für Krustaceen (S. 6).

Tafel II A. — Ginsterheide im W des Dorfes.

Bis 3 m hohe Gebüsch. Dazwischen Rasenflächen (S. 7).

— B. — Trocknen von Meertang.

Auf dem Rasen ausgelegt (S. 8). Im Hintergrund Ginsterbüsche.

Tafel III A. — Trocknen von Kuhfladen

an der Stallwand. Nach wenigen Tagen werden die getrockneten Kuhfladen eingesammelt und zu den übrigen Brennstoffen auf den Dachboden gelegt (S. 7 f).

— B. — Brunnen im NE.

am Fuß des Kliffs (Quellhorizont). Für die Bretagne bezeichnend: die Kapellenform. Davor schützender Steinwall. Die Kinder schicken sich an, Wasser ins Dorf zu tragen (S. 13).

Tafel IV A. — Krabbenkorb (S. 10).

— B. — Hummernkorb (S. 10).

Tafel V A. — Dorfansicht von S.

Zwei Ulmen hinter dem langen Gebäude der „cantine“. An sonnigem Hang Kartoffeläcker und Gemüsegelder in langen Streifen („sillons“). Der Sodbrunnen im Tälchen — Bildrand rechts. Auf den Büschen im Vordergrund zum Trocknen ausgelegte Wäsche (S. 12 u. 13).

— B. — Siedlung von W.

Wetterseite: Blinde Giebel schließen die Häuserzeilen ab. Im Vordergrund Stechginsterhaufen (S. 12 u. 7).

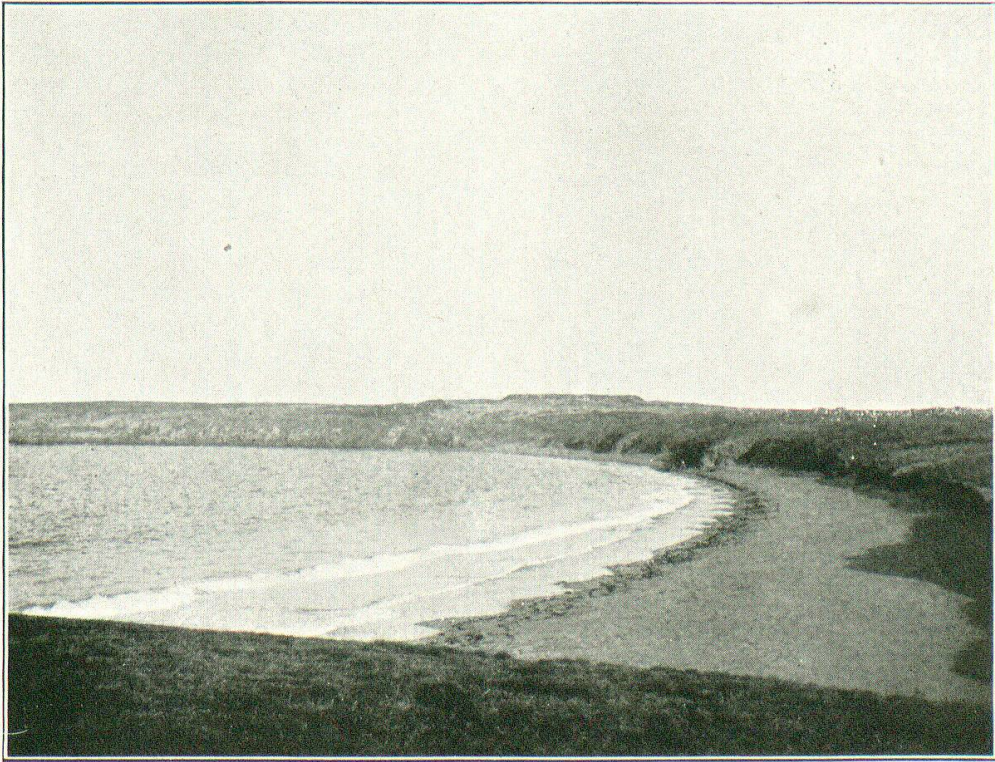
Tafel VI A. — Mannschaft des Botenschiffes.

Links der „maire“ des Dorfes, zugleich Eigentümer und Führer des Botenschiffes. Rechts der mitteilsame Martin le Gurun, der Vorsänger des Kirchspiels, welcher ungeachtet seiner 70 Jahre auf dem Schiff Aushilfsdienste tut (S. 3).

— B. — Die Krankenpflegerin mit ihrer Tochter.

In Festtagstracht. Bezeichnend: die zurückgeschlagene weiße Haube der „Vannetaises“, schweres schwarzes Stoffkleid mit Spitzeneinsatz, und Samtbelag an den weiten Ärmeln, seidenbestickte beblümete Schürze (S. 11).

*) Original-Aufnahmen von Dr. W. Wirth.



A. — Schwemmlandbucht im E.

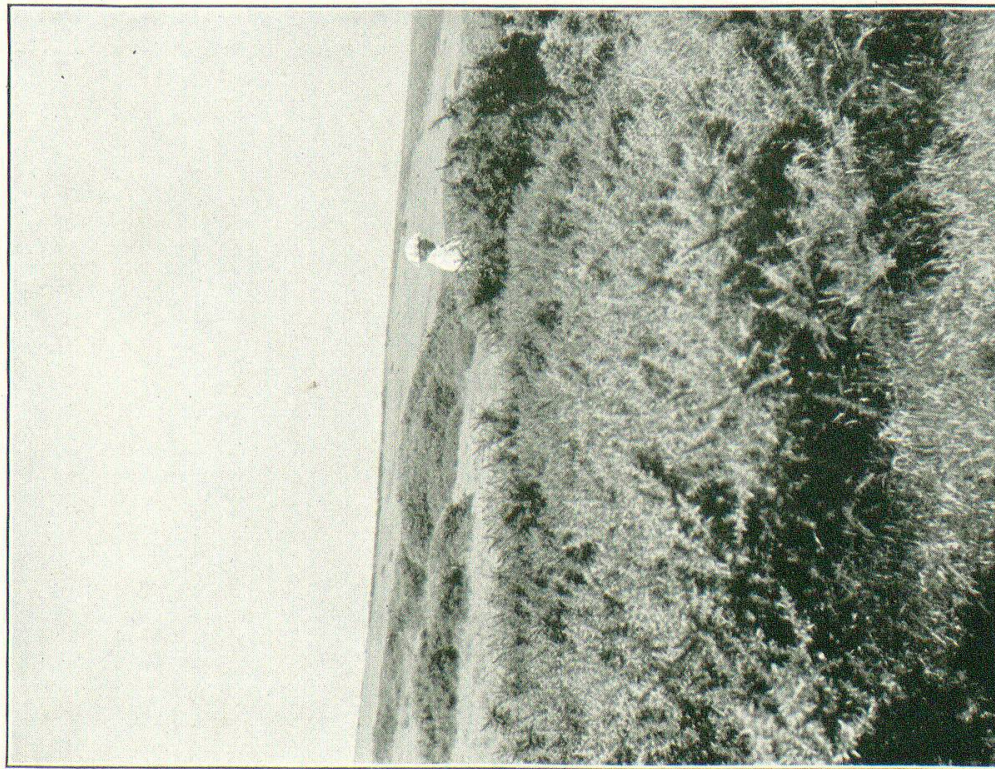


B. — Reich gegliederte Steilküste im S.

Tafel II.

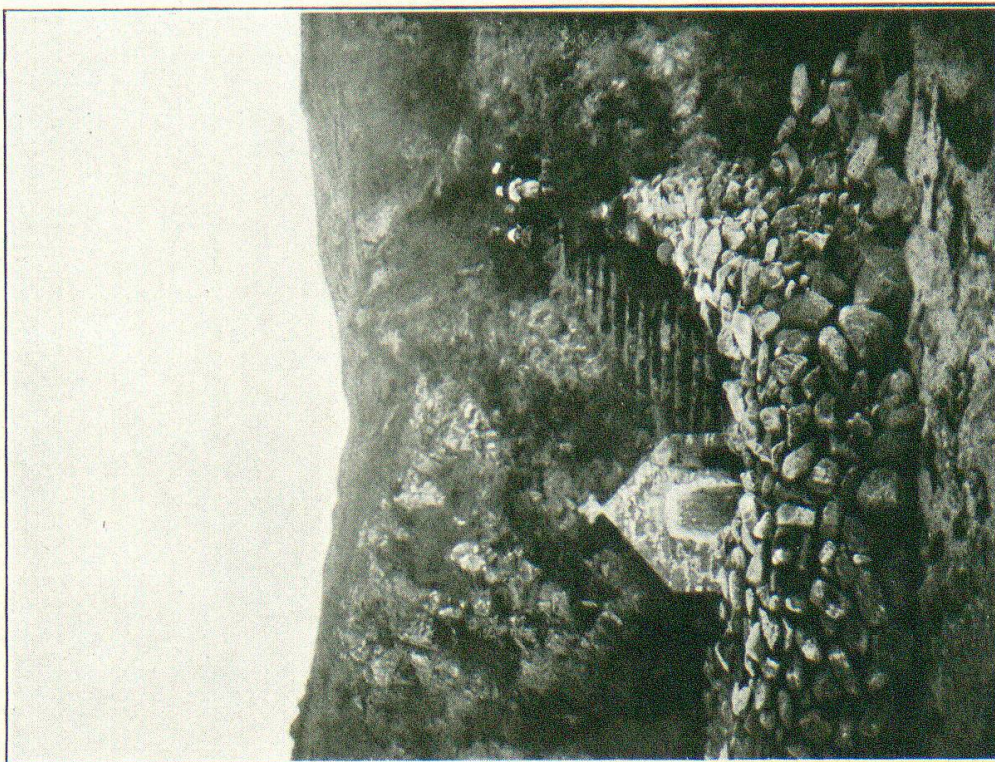


B. — Trocknen von Meertang.

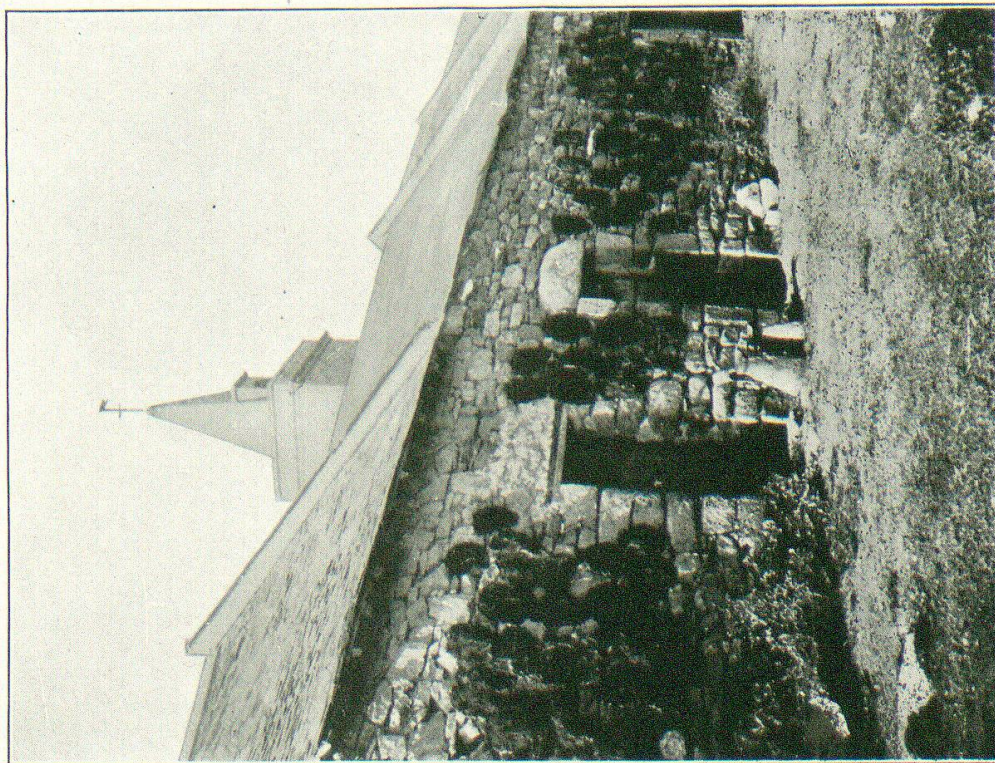


A. — Ginsterheide im W des Dorfes.

Tafel III.



B. — Brunnen im NW.

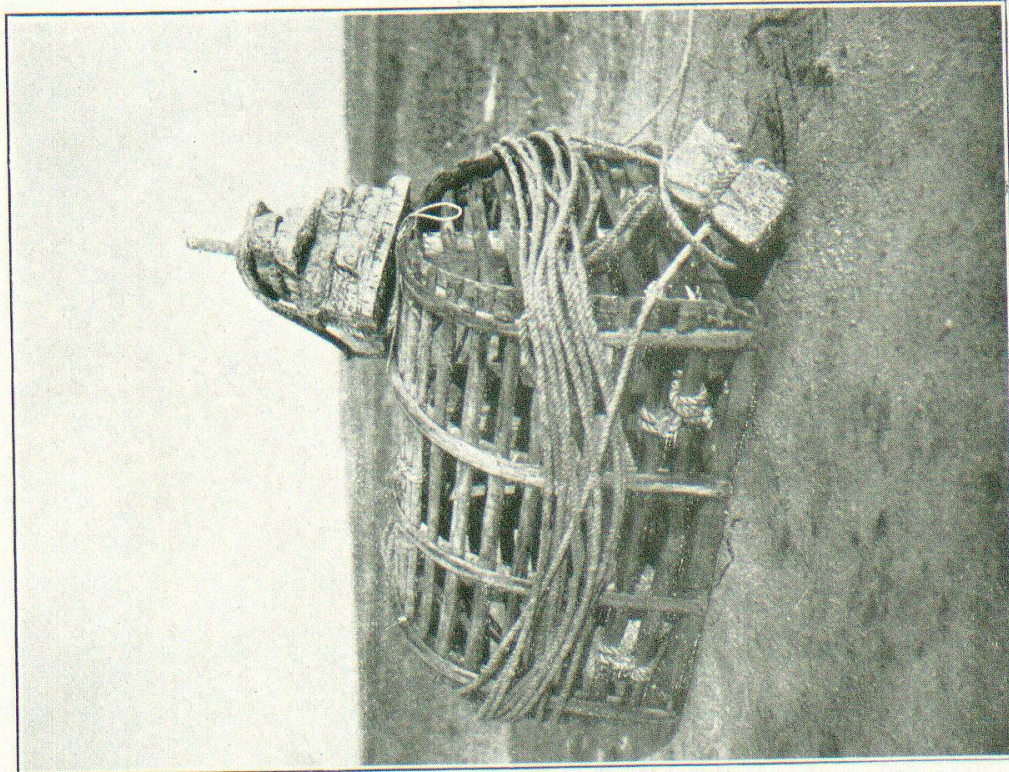


A. — Trocknen von Kuhfladen.

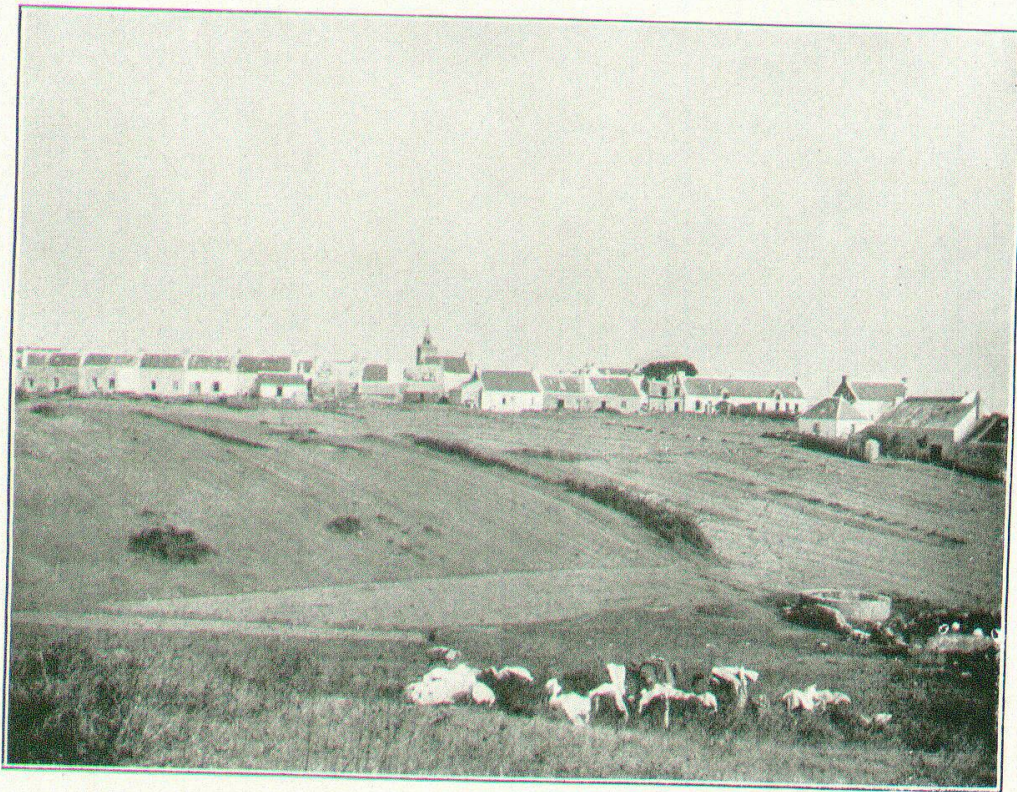
Tafel IV.



B. --- Hummernkorb.



A. — Krabbenkorb.



A. — Dorfansicht von S.



B. — Siedlung von W.



A. — Mannschaft des Botenschiffes.



B. — Die Krankenpflegerin mit ihrer Tochter.